

Christoph Schwennicke

**DAS
GLÜCK AM
HAKEN**

DER EWIGE
TRAUM VOM
DICKEN
FISCH

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Vollständige Taschenbuchausgabe November 2015

Droemer Taschenbuch

© 2015 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: Network! Werbeagentur GmbH

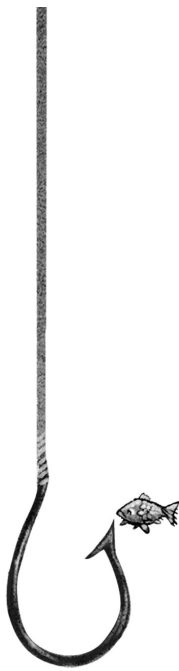
Coverabbildung: Gettyimages/Big_Ryan

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30095-4

2 4 5 3 1



Für Ulrike, Jule und Jacob,
mit dem ich gerne angeln
gegangen wäre

Denn mit dem Angeln verhält es sich
wie mit der Dichtkunst: Man muss dazu
geboren sein, muss vor allem Lust und
Liebe dazu haben, obwohl Übung und
Erfahrung dazukommen müssen. (...)
Aber hat man es erst einmal erfasst und
übt diese Kunst aus, dann findet man an
ihr ebenso viel Wohlgefallen wie an der
Tugend, die bekanntlich ihren Lohn in
sich selber trägt.

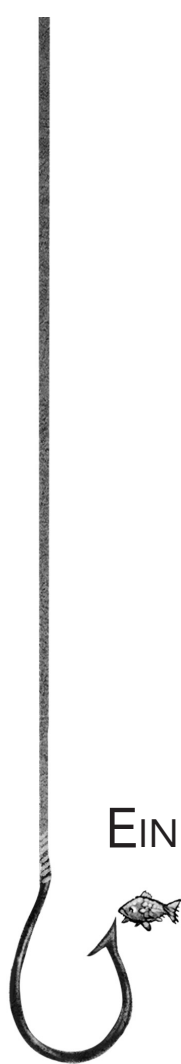
*Izaak Walton, Der vollkommene Angler
oder Eines nachdenklichen Mannes
Erholung, 1653*

INHALT



Einleitung	9
Zum Stand der Dinge – Warum wir Angler besser sind als unser Ruf	13
Das erste Mal	23
Der Angler an sich – Versuch einer Typologie.....	41
Am anderen Ende der Schnur – Typologie des Fisches	53
»Was willst’n da schreiben?« – Mit Christoph Scheuring in Dänemark	61
Die Schikanen	71
Der Fisch in uns	77
Angeln als Professur – Mit Robert Arlinghaus in der Schorfheide	85
Weg ist er – Die Ästhetik des Verlusts.....	97
Zitternde Pose, vages Glück	107

Angeln als Porno – Die Materialschlacht und die Leine	111
Das Wels-Schaschlik – Am Autobahnsee mit Donald Klein	125
Beruf und Berufung	149
Politik mit Karpfen – Warum sich Angela Merkel an einen See stellt und Putin halbnackt auswirft	159
Unter Männern	169
»Besser als jede politische Prügelei!« – Am Privatweiher mit Peter Ramsauer	177
»Und was essen wir?« – Der Fischer und seine Frau	189
»Der ist aber klein« – Size matters	201
Der Fischer als ästhetische Figur	207
Schluss	213
Weiterlesen	219



EINLEITUNG

Die Leute glauben, wir angeln, um Fische zu fangen. Ach, die Leute. Sie verstehen uns nicht. Was verstehen sie schon.

Ich jedenfalls will keine Fische fangen. Man stellt sich nicht stundenlang an einen Fluss, man übernachtet nicht tagelang an einem Weiher, man kämpft

nicht einen endlosen Tag auf See gegen den Brechreiz, um Fische zu fangen. Man macht das, um meistens keine Fische zu fangen. Das ist der tiefere Sinn der Sache. Viele von uns verhindern es geradezu absichtlich, Fische zu fangen. Sie knipsen den Widerhaken am Haken ab. Man nennt das artgerechtes Angeln. Sie angeln nicht an den Stellen, an denen der Fisch steht, sondern dort, wo er fast nie steht. Man nennt das Berücksichtigung der Schongebiete. Sie fischen nicht in den Zeiten, in denen der Fisch beißt, sondern in Zeiten, in denen er nicht beißt. Man nennt das Berücksichtigung der Schonzeiten.

Meistens keine Fische zu fangen – darin liegt der Reiz, das höchste Glück, das nur noch vom Glück übertroffen wird, ab und zu mal einen Fisch zu fangen. Wer Fische nach Hause tragen will, geht zur »Nordsee« oder zu REWE um die Ecke. Zum Angeln aber geht der, der Fische nach Hause tragen möchte, nicht.

Pilzsucher und Angler haben sehr viel gemeinsam, weshalb sie oftmals in Personalunion auftreten. In meiner Person beispielsweise. Im Herbst, wenn das Licht intensiv und die Blätter golden und rot werden, dann kann ich mich oft nicht entscheiden: auf Hecht an den See oder auf Steinpilze ins alte Übungsgelände der sowjetischen Armee in der Nähe des Sacrower Sees.

Es gibt kaum ein größeres Gefühl der Wollust, als kleine wohlgewachsene Steinpilze unter einer Eiche

stehen zu sehen, sie vorsichtig aus dem Boden zu lösen und behutsam in einen Korb zu legen. So ein kleiner Steinpilz sieht aus wie ein Champagnerkorken, ist prall und feist und rund und so sinnlich wie die Venus von Willendorf. Er ist erotisch, verströmt einen diesem Lebensbereich nicht so fernen Geruch, wie etwa Günter Grass in der Blechtrommel seinen Oskar Matzerath erstaunt feststellen lässt. Kurzum: So ein Korb voller kleiner praller Steinpilze aus dem Wald ist schierer Sex.

Ein Korb Steinpilze vom Gemüsehändler ist das nicht. Er ist einfach ein Korb Steinpilze, der ein Vermögen gekostet hat. Was Steinpilze zu einem erotischen Objekt macht, ist die Eroberung, die Suche, die lange vergebliche Suche, die Enttäuschung, die unerfüllte Sehnsucht, und endlich: auch einmal die Erfüllung. Ich habe mich schon von Pilz zu Pilz mit einem Jauchzen und orgiastischen Stöhnen geworfen, dass Menschen, die in dem Moment mit mir am Handy verbunden waren, völlig falsche Assoziationen hatten – oder eben so falsche auch wieder nicht. Der Sammeltrieb und der Jagdtrieb sind starke und sehr archaische Triebe des Menschen, mag er inzwischen auch mit dem Handy im Wald telefonieren, während er sich von Kappe zu Kappe stöhnt.

Mit den Fischen ist es wie mit den Pilzen. Keiner würde auf die Idee kommen, zu sagen: Ich gehe Pilze holen im Wald. Genauso wie keiner sagen würde, ich gehe Fische fangen im See. Wir gehen Pilze suchen und angeln. In diesen Bezeichnungen ist das

Scheitern als Normalfall schon sprachlich berücksichtigt.

Wir Fischer scheitern meistens, und wir scheitern gern. Im Fischen findet das Scheitern seinen höchsten Ausdruck. Denn nur wenn wir neunmal gescheitert sind, können wir einmal auch ein überglicklicher Mensch sein.

ZUM STAND DER DINGE

Warum wir Angler besser sind als
unser Ruf, an dem wir im Übrigen
selbst schuld sind



Drumherumreden bringt nichts. Es ist so: Wir werden nicht gemocht, und wir sind selbst schuld. Es liegt nicht an der Ignoranz und Ahnungslosigkeit der anderen. Nein, wir sind schuld, und keiner sonst. Wir sind Stießel, Misanthropen, Wunderlinge. Eine Zumutung für den Rest der Welt.

»Du, du ...«, wenn einem kein schlimmeres Schimpfwort mehr einfällt, dann sollte man rufen: »Du Angler!« Wir sind geächtet, Aussätzige, Schrate, bestenfalls.

»Ach, du angelst? Das hätte ich nicht gedacht!« Diesen Satz, gesprochen in einem ganz eigentümlichen Tonfall, habe ich in meinem Leben wieder und wieder gehört. Dieser Tonfall liegt zwischen ehrlicher Überraschung und kaum verhohlener Abscheu. Ebenso gut hätten sie sagen können: »Ach, du schlägst also kleine Kinder.«

Der Ruf des Anglers, nun ja. Ohne genauere Erhebungen zu kennen, dürfte sich unser Ansehen zwischen dem eines Call-Center-Mitarbeiters und dem eines kräftigen Angestellten eines Inkasso-Unternehmens bewegen. Angler sind möglicherweise glückliche Menschen, wie ein Aufkleber auf vielen Autohecks behauptet. Beliebte Menschen sind sie nicht unbedingt.

Das Ansehen eines Menschenschlags leitet sich ab von seinem Verhalten und Auftreten. Bei uns beginnt das Problem bei der Anmutung. Unsereins steht manchmal in Kleidungsstücken am See oder am Fluss, bei denen andere sogar zögern würden, sie in einen Altkleidercontainer zu werfen, weil auch Mitmenschen, die auf diese Spenden angewiesen sind, ein Recht auf einen Rest an Menschenwürde haben.

So stehen wir dann da, gekleidet wie eine Vogel-

scheuche und auch ungefähr so lebendig, den Kopf tief zwischen den Schultern versenkt, die Kapuze eines alten Bundeswehrparkas über das Haupt gezogen, den Blick aufs Wasser geheftet. Wir sind wahrlich nicht die besten Botschafter unserer Sache.

Ganz Unerschrockene wagen dennoch einen Annäherungsversuch an den reglosen Schrat.

»Na, beißt was?«

Eine nette Frage eigentlich, so interessiert und anteilnehmend, aber nur dann, wenn sie an ein normales soziales Wesen gerichtet wird, nicht an einen durchschnittlichen Angler. Der dreht sich um mit einem genervten Blick und stößt im besten Fall eine einsilbige Ansammlung von Konsonanten aus, die sich wie »Mrrff« anhört und dem Knurren eines Rottweilers ähnelt. Die zartgeknüpften neuen Bande werden erfolgreich mit Hass erwidert, wenn der interessierte Spaziergänger am Berliner Schlachtensee Bruchteile seines Fachwissens kundtut (»Ich habe gestern Hering gegessen, gibt's den hier auch?«) oder sein Hund wahlweise die Boilietüte mit den Karpfenködern mit Muschelgeschmack ausfindig macht und aufreißt, oder sich in einer Schnur verheddert, oder ins Wasser platscht, oder alles zusammen.

Die meisten von uns sind so charmant am See wie Horst Hrubesch elegant auf dem Fußballplatz war, weshalb er vielleicht folgerichtig auch Angler ist und ein Standardwerk übers Dorschangeln verfasst hat.

Warum sind wir nur solche Stoffel? Warum sind wir nicht alle wie Brad Pitt im Film »Aus der Mitte

entspringt ein Fluss«? Wir könnten dem kleinen Jungen, der so begeistert auf die Rute starrt, anbieten, einmal auszuwerfen, Angelschein hin oder her. Wir könnten dem Hundebesitzer sagen, dass das gar nicht so schlimm ist, dass der Hund jetzt an der Angelstelle ins Wasser platscht, weil der Schlachtensee-Karpfen das gewöhnt ist und seine schöne grün-goldene Schwester, die Schleie, generell durch Aufruhr angelockt wird.

Angler sind nicht per se sexy. Die meisten Frauen haben ein Problem damit, dass jemand mit bloßen Händen einen Tauwurm oder einen Wattwurm auf einen Haken aufzieht und sie hinterher mit den gleichen Händen anfassen möchte, gewaschen hin oder her. Sie brauchen eine Weile, um zu begreifen, dass Hände, die ein 16er-Häkchen an eine 0,10er-Schnur binden können, feinmotorische Fähigkeiten bieten, die auch bei anderen Gelegenheiten von Vorteil sein können, von ihrem Vorteil.

Aber der Angler bleibt der Mann für den zweiten Blick, bestenfalls. Die meisten Angler haben sich ihren Frauen gegenüber erst geoutet, als der Ehering fest am Finger steckte. »Liebling, ich muss dir da noch was sagen ...« Wenn man es geschickt anstellt, baut man in der Vorrede die Angst vor schlimmeren Neigungen derart auf, dass das Geständnis beinahe mit Erleichterung aufgenommen wird. »Ach so, du angelst«, sagt sie, die sich schon in Latex-Pelle sah. »Das geht ja noch.«

Danach erst trauen wir uns die richtig fiesen Sa-

chen. Frauen finden es nicht witzig, dass wir unsere Maden im Biofresh-Fach des Kühlschranks zwischen Kopfsalat und Parmaschinken daran hindern, sich allzu schnell zu verpuppen und als Köder wertlos zu werden. Oder dass wir ihre selbstgemachten Gnocchi als Karpfenköder benutzen.

Sie haben allenfalls eine gewisse küchenseitig gestützte Ehrfurcht davor, wenn wir einen Fisch ausnehmen oder sogar filetieren können.

Aber wer rühmt uns am See dafür, wenn wir einen Fisch mit einem dicken Knüppel auf den Kopf schlagen und ihm dann waidgerecht einen Herzstich versetzen? »Der lebt ja noch!«, sagen die Passanten vorwurfsvoll, und dann kann man ihnen lange und vergeblich erzählen, dass das nur noch die Nerven sind, die da zucken, und längst tote Karpfen oder Aale wieder aus der Bratpfanne gehüpft oder geschlängelt sind. Nur wegen dieser Nervenzuckungen.

Es gibt zu viel Unwissenheit auf beiden Seiten, und zu wenig Bemühen.

Ich habe von einem Freund ein hübsches T-Shirt geschenkt bekommen, unförmig und khakifarben. Auf dem Rücken steht »Passanten-Info«, darunter in Versalien:

JA, ES GIBT HIER FISCHE.

NEIN, SIE BEISSEN HEUTE NICHT.

DOCH, ESSEN KANN MAN SIE AUCH.

STIMMT, MAN BRAUCHT EINEN ANGELSCHEIN.

Wir leben in zwei Welten, wir in der richtigen, die die anderen für die falsche halten, und die anderen in der falschen, die sie für die richtige halten. Wenn wir etwa die berühmten Handbewegungen machen auf die Frage, wie groß denn der Fisch gewesen sei, dann lächeln sie alle milde. Ja, ja, schon gut, der Pfleger kommt gleich, ihr Männer habt ja immer ein Problem mit der wahren Länge. Wenn wir von dem Dorsch von mehr als zehn Pfund an der Küste vor Norwegen erzählen, den an unserer Rute auf dem Weg nach oben ein Heilbutt von der Größe eines Perserteppichs attackiert haben muss, weil er nur noch in Streifen am Pilker hing? Ist schon recht, sagt der Blick, hier sind die Pillen.

Aber dann kam die Sache mit dem Wels im Schlachtensee. Sogar der Discovery Channel war mit Unterwasserkameras angerückt. Die Boulevardzeitungen Berlins hatten Taucher im See versenkt. Bilder von Monstern sollten sie schießen.

Und warum das alles? Weil ein Wels eine Schwimmerin attackiert und auf ihrem Oberschenkel einen topfdeckelgroßen Abdruck seiner Zahnreihen hinterlassen hatte. Jawohl, im Schlachtensee leben Welse, jawohl, die werden bis zu 2,50 Meter lang und 200 Kilo schwer, und, jawohl, in der Laichzeit attackieren sie alles, was ihnen zu nahe kommt. Man hätte das wissen können, wenn man unsere Erzählungen nicht verlacht oder ins Reich der Phantasien verwiesen hätte.

Und jetzt? Wer hat da gelacht bei unseren Hand-

bewegungen, wenn wir gezeigt haben, was für einen Kaventsmann wir gefangen haben? So groß, ja, ja, schon gut, haben sie gesagt und so gelächelt wie der Direktor einer psychiatrischen Abteilung, dem der Patient eröffnet, er heiße Napoleon und verlange sofort entlassen zu werden, sonst rufe er seine Truppen.

Uns für verrückt erklären, sich aber jetzt nicht mehr in den Schlachtensee trauen!

Jetzt sind wir dran. Hier sind die Pillen, wohl bekomm's, wir gehen derweil baden im Schlachtensee. Die Laichzeit ist vorüber, und die Welse sind wieder lammfromm, sie stürzen sich nicht mehr auf Schwimmerinnen, sondern, wenn wir Glück haben, auf unseren Köderfisch, am besten ein mundgerechter Aal.

Warum nur hat sich da so ein Graben aufgetan? Es muss dringend etwas getan werden gegen diese interkulturelle Kluft. Wir sind schließlich zwar eine gefühlte, aber keine wirkliche Minderheit: allein 3,8 Millionen Angler in diesem Land, davon 1,5 Millionen mit Angelschein, die knapp 80 Millionen Normalen gegenüberstehen. Das ist ein Massenproblem. Da muss Integrationsarbeit geleistet werden.

Normale Menschen müssen verstehen lernen, warum wir den Kormoran, dieses fliegende fischmordende Ungeheuer, diese Ratte der Lüfte, ausrotten wollen, sie müssen verstehen, warum wir eine Party um Mitternacht verlassen, weil der Wetter-

wechsel für den nächsten Morgen um halb fünf am See gute Aussichten auf einen guten Fisch verspricht. Sie müssen verstehen lernen, warum es ein existenzielles Erlebnis ist, den Biss einer Schleie in klarem Wasser mitzuerleben, die in nervenzehrenden Runden um unseren Köder kreist, wieder und wieder, zweimal wegschwimmt, wiederkommt und den Cocktail aus Mais und Mistwurm dann doch endlich einsaugt, ganz langsam. Sie müssen verstehen lernen, was so schön daran ist, still dazusitzen und plötzlich einen schillernden blauen Pfeil an sich vorbeischießen zu sehen, der sich als Eisvogel erweist, am Halensee, mitten in Berlin, keinen Kilometer Luftlinie vom Kurfürstendamm entfernt.

Die Kunst des Lebens besteht darin, möglichst viele wertvolle, schöne Momente zu sammeln. Beim Angeln sammelt man diese Momente.

Angeln ist praktische Philosophie. Angeln ist Kontemplation und Stress, Angeln ist Ruhe und Kick, Angeln ist auf und ab. Angeln ist mit einem Wort: das Leben. Henry David Thoreau hat in seinem philosophischen Bericht über seine zwei Lebensjahre an einem Waldsee nahe seiner Heimatstadt viele Sätze von ewiger Schönheit geschrieben. Einer der schönsten aber ist die Metapher, die Zeit sei »nur ein Fluss, in dem ich angeln gehe«. Was Thoreau in »Walden« beschreibt, die Flucht aus der einen Welt in eine andere, hält sich bis heute in einer Redensart im Englischen. »Gone fishing« sagt man nicht etwa, wenn jemand buchstäblich die Angelrute eingepackt hat

und rausgefahren ist. »Gone fishing« sagt man von einem, der sich bis auf weiteres verabschiedet hat, der den ganzen Zinnober nicht mehr mitmacht. »Ich bin dann mal weg« – der Buchtitel des Komikers Hape Kerkeling über seinen Selbsterfahrungstrip auf dem Jakobsweg trifft die Formulierung im Deutschen am ehesten, und der unerwartete Erfolg des Buches zeigt die Sehnsucht danach.

Dies sei der Versuch einer interkulturellen Verständigung. Wir verstehen inzwischen Araber, Buddhisten und sogar Frauen. Jedenfalls geben wir uns Mühe. Warum sollen wir nicht eines Tages auch Angler verstehen? Ich meine – der Fischer und sein Freund vom See Genesareth, Ernest Hemingways alter Mann und das Meer, der Menschenfischer Johannes Rau – es gibt doch kulturelle Anknüpfungspunkte. Es muss doch möglich sein, den Nichtfischern einen Hauch von Ahnung zu geben, welches Geheimnis wir da bergen. Einen Versuch ist es allemal wert, dem Phänomen Angeln auf die Schliche zu kommen. Ganz wird dieses Phänomen sein Geheimnis nicht preisgeben, und das ist auch besser so. Ein Zauber, den man durchschaut, ist kein Zauber mehr.

Ich werde mir Mühe geben. Ich werde versuchen, nachvollziehbar zu machen, warum Donald Klein, der Mann mit dem Sonnenkäppi und dem Nackenschutz und einem Barrakuda in der Hand, mit seinem Anglerboot in die iranischen Gewässer ab-

driftete und für seine Leidenschaft mit 15 Monaten seines Lebens bezahlt hat. Ich werde versuchen klarzumachen, warum ich mich manchmal mit der Drop-Shot-Rute aus dem *Spiegel*-Büro stehle und in der Spree mitten in Berlin unter der Brücke in der Wilhelmstraße Barschen und Zandern nachstelle. Ich möchte erklären, warum sich manche Leute im Winter in vier Grad kaltes Ostseewasser stellen, sich die Beine abfrieren, um nach tausend Würfen und tausend Tangbatzen am Blinker garantiert keine Meerforelle vor der Insel Poel gefangen zu haben. Ich werde versuchen klarzumachen, warum sich Angler nicht von Hape Kerkeling den Weg zu sich selbst weisen lassen müssen.

Es wird nicht klappen. Also gehen wir's an.